
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 152. Bromberg, den 10. Juli. 1934

Der Weg ins Wunderbare.

Roman von Horst Wolfram Geißler.

(Carl Duncker, Berlin.)

(11. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Er zog das Instrument aus der Schublade, stellte sich zierlich auf — merkwürdig genug in seinen Wollschuhungeheuern — und begann zu blasen. Ein groteskes, vollkommen verkehrtes Flötensolo, in das der Winterwind hineinheulte und zu dem die Schindeln wie Kastagnetten klapperten — oder wie Knochen. Es begann von hinten: Triller und Kadenzen — virtuos gespielt übrigens —, schälte aus Variationen, die immer einfacher wurden, allmählich das Thema heraus und endete mit dem, was der Anfang hätte sein sollen: mit einer ganz schlichten Melodie, einem Thema, das sich langsam im Dunkel verlief: „Brüderlein fein — mußt nicht böse sein . . .“

„Warum ist man nicht gleich tot?“ sagte Sinklar erbittert und trank. „Weshalb lebt man überhaupt?“

Hoffmann legte die Flöte weg und setzte sich zu ihm an den Ofen. „Was ärgert Sie? Worüber sind Sie verzweifelt, mein Wurzel? Daß die Jugend geht, das Alter kommt, daß wir einmal sterben müssen? Das hat schon Wertvollere als uns gestört und betroffen; aber je mehr sie sich dagegen ins Zeug legen, desto schwerer wird die Last. Es hilft gar nichts. Haltung, Sinklar!“

„Das ist es nicht!“ sagte Sinklar kopfschüttelnd. „Das ist es doch nicht — oder wenigstens nicht allein! Was mich so abscheulich angreift, ist: daß man die Jugend erst kennenlernt, wenn sie Abschied nimmt . . . Ich war ja niemals jung — niemals jung war ich! Hören Sie?“

„Was soll ich darauf antworten?“

„Nichts! Durchaus nichts! Ich will mich von Ihnen nicht trösten lassen. Ich will Ihnen nur sagen: Es ist eine ganz verdammte Erkenntnis, wenn man so plötzlich dahinterkommt, daß man alt wird, ohne jung gewesen zu sein!“

„Hm . . . Ja . . . Na — dann wollen wir also schnell noch ein Glas trinken, Sinklar!“

Pause.

„Süß war sie —!“ sagte Hoffmann.

„Wer?“

„Das kleine Ding in ihrem rosa Fräckchen . . . Nicht?“

„Ja.“

„Und eine niedliche saubere Stimme! Ja, ja — eben so richtig die Jugend . . . Wundert mich gar nicht, daß Sie so außer sich geraten — wenn Sie sie zum erstenmal sehen . . . Hatten Sie nicht noch eine Flasche mitgebracht? Angenehm: Da sind ja noch zwei — nein, drei . . . Der reine Verzweiflungsakt, Verehrtester! Kommen Sie! Ich will Ihnen dabei helfen.“

Der Wind stieß gegen die Fenster, als wollte er das jahrhundertealte Gemäuer umwerfen. Es prasselte und klapperte überall. Der Alte stand auf, schob den Riegel vor. „Solange die Lampe brennt, Sinklar“, sagte er und hob geheimnisvoll den Finger, „solange die Lampe brennt, kann er nicht herein . . . Bleiben Sie da und trinken Sie! Er kann ja nicht herein! Hihi!“

*

Anderntags schlief Sinklar lange, und als er endlich aufwachte, war er in sehr gedrückter Stimmung. Es kam nicht nur vom Wein. Er fühlte sich recht ausgebrannt, dabei aber unruhig. Nirgends konnte er bleiben; es hatte aufgehört zu schneien, und so arbeitete er zwei Stunden daran, den Schnee auf dem Gartenweg beiseitezuschaufeln und mit Sorgfalt zwei schöne Dämme daraus zu bauen.

Die körperliche Anstrengung tat ihm wohl; es wurde freier in ihm. Müde und bis in die letzte Ader voll frischer Luft, kam er in die Stube zurück und fand sich nun berechtigt, eine behaglichfaule Dämmerstunde zu genießen. Der Teekessel summte über der Spiritusflamme; die Gemütswerte des Lehnstuhls kamen zur Geltung. (Übrigens sollte man sich für derartige Gelegenheiten vielleicht doch auch so wunderbar dicke Wollschuhe anschaffen, wie Hoffmann sie hatte!)

Ja: Eine ganz verrückte und bedeutende Nacht war das gewesen! Was sich doch alles im Menschen rührt, wenn er aus dem Normalspurgleis seines Daseins gerät! Der alte Hoffmann konnte sehr gespenstisch sein . . . Ja — und dann: Diese Jugend!

Wie hieß sie überhaupt? Sinklar suchte den Theaterzettel. Marianne Waldemar. Vermutlich also die Tochter des Direktors?

Da saß er und träumte schon wieder in den sinkenden Winternachmittag hinaus. Wenn man — nur so zum Beispiel natürlich — dieses graziöse kleine Geschöpf mit etwas so Ruhigem, Großem und Erfülltem wie Isa Dobler verglich, mußte man sich eigentlich wundern, daß die beiden zu derselben Daseinsform „Weib“ gehörten. Männer, dachte Sinklar, sind einander wohl ziemlich gleich; höchstens ist der eine etwas besser angezogen als der andere. Aber die Frauen sind so aufregend verschieden! Isa neben dieser Marianne Waldemar — eine groteske Vorstellung, Verkuppelung zweier gänzlich Unparallelen.

Überdies ginge ihn das nichts an! beschloß er, aus dem Gefühl heraus, daß hier Unbequemlichkeiten verborgen liegen möchten, obgleich er noch tiefer im Unterbewußtsein ahnte, daß dieser Vergleich ihm doch noch zu schaffen machen könne. Jedenfalls war das fremde kleine Mädchen ein erregendes Plus in seinen Gedanken geworden, auch wenn ihn ihre Rolle nicht so getroffen hätte. Es gab einen geheimen Wirbel in ihm, der um sie kreiste; aber Sinklar dachte, es sei wohl nicht notwendig, sich dies einzugestehen. Denn fremd, ja, das war sie für ihn ganz gewiß! Er versuchte, sich an ihr Gesicht zu erinnern; indessen es wollte sich nicht zu einem Bilde sammeln; er konnte nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob sie blond oder dunkelhaarig war. Schade! Nun, das ließ sich nachholen — das Theater wollte ja noch öfter gastieren, und Sinklar würde bei den Vorstellungen nicht fehlen, obgleich das Ausgaben waren, mit denen er eigentlich nicht gerechnet hatte. Aber der Mensch muß auch etwas für seine Bildung tun . . .

Und wirklich ging er jedesmal ins Theater. Und am dreiundzwanzigsten Dezember sah er sogar noch einmal den „Bauer als Millionär" — weil er ja den Schluß noch nicht kannte. Hoffmann freilich hatte er diesmal nicht mitgenommen; auch der Sanitätsrat und Isa waren nicht da. Er genoß also das Vorrecht, recht einsam von Herzen wehmütig sein zu dürfen, und so ging er dann durch die Winternacht heim . . .

Um diese Zeit läutete bei dem Sanitätsrat Dobler der Fernsprecher. Dobler hatte schon geschlafen und nahm den Hörer mit den unbehaglichsten Empfindungen des Arztes, der aus dem warmen Bette womöglich über Land geholt wird. „Ja —?"

Es war Waldemar, Direktor Kurt Waldemar. Ob es dem Herrn Sanitätsrat wohl möglich sei, zu dieser späten Stunde —?

Isa steckte den Kopf aus der Tür und wartete. „Ist etwas passiert?"

„So? Hm —", hörte sie den Vater sagen. „Ja, dann komme ich natürlich sofort. Wie? Ruhiglegen, nicht wahr? Und warmhalten! In zehn Minuten bin ich dort."

„Was gibt's?" fragte Isa.

„Bei den Schauspielern im „Grünen Baum" —", antwortete er. „Ich weiß nicht genau; der Mann war so aufgeregt."

„Soll ich mitgehen?"

„Unsinn! Warum denn?"

Ein paar Minuten später trat der Doktor in die Nacht hinaus. Das Wetter war in den letzten Stunden umgeschlagen. Statt der frischen, kalten Winterluft drang ihm eine unangenehme lastende Wärme entgegen; man hatte das Gefühl, daß die Wolken tief in der Finsternis hingen.

Der Schnee knirschte nicht mehr, sondern war schwer und naß, und im Geäst rauschte der Tauwind. Dobler knöpfte den alten Pelzmantel auf und atmete: Keine gesunde Stimmung heute nacht . . .

Als er in die Marktstraße kam, hörte er, wie es bereits von den Dächern tropfte. Im „Grünen Baum" war nur noch die Wirtsstube hell; das Theater war vor einer halben Stunde zu Ende gegangen.

„Da soll doch jemand krank sein — bei den Schauspielern?" fragte er den Hausknecht.

Er wurde quer über den Hof gewiesen, öffnete eine Tür, an der „Verbotener Eingang" stand, sah eine schlecht beleuchtete Holztreppe, stieg hinauf und geriet durch eine zweite Tür in den Raum hinter der Bühne. Ein Feuerwehrmann hielt noch Wache zwischen beiseitegestellten Kulissen und Versatzstücken; es roch nach Brennschere und Leimfarbe. Am unteren Ende eines Vorhangs, der nicht ganz bis zum Boden reichte, sah er Füße herumstehen: Das war die improvisierte Garderobe. Er schlug den Vorhang zurück und trat ein.

Der Direktor Waldemar, oben bereits in Zivil, unten noch in wachsleinenen Reiterstiefeln, kam ihm bedrückt und aufgeregt entgegen. „Es handelt sich um meine Tochter, Herr Sanitätsrat!"

Dobler nickte. Er ging zwischen den Schauspielern hindurch, die mit Abschminken und Umkleiden beschäftigt, merkwürdig müde und schweigsam waren. Eine schirmlose elektrische Birne, dicht an der Decke, verbreitete unfreundliche Nüchternheit. Vier Stühle waren so nebeneinandergestellt, daß sie eine Liegestatt bildeten. Hier lag auf ein paar zusammengefalteten Pferdedecken, unter des Direktors Mantel, Marianne Waldemar. Sie hatte die Augen geschlossen und war sehr blaß und schmal. Ein Teil ihres schwarzen Haares, Pagenschnitt, lag eigentümlich leblos neben dem Köpfchen, gewissermaßen unbeteiligt und wie gar nicht dazugehörig.

Dobler schlug den Mantel zurück, der sie bis an den Hals zudeckte, und sah, daß sie noch das rosaseidene Fräckchen und die knappe weiße Weste trug. Er nahm das Handgelenk. „Ohnmächtig —? Hat sie das öfter?"

Der Direktor beugte sich über das Mädchen; sein Gesicht war faltig und viel älter als sonst — dieses pathetische Schauspielergesicht mit dem ausdrucksvollen Mund und der Formung, die nach Weltgeschichte aussah und doch nur eine schwächliche Parodie darauf war. Während Dobler den Puls zählte und den Direktor ansah, fiel ihm ein, daß diese ganze Szene sehr an ein Bild erinnerte, an eine von jenen sentimentalen Genreszenen, wie man sie um das Jahr 1880 zu malen liebte, und daß solche Bilder eigentlich doch gar nicht so unecht und verlogen seien, wie man neuerdings dachte.

„Sie war immer sehr zart und anfällig", sagte Waldemar, „ohne daß wir recht dahinterkamen, was ihr fehlt; früher schoben wir es auf die Entwicklungsjahre, aber jetzt ist sie siebzehn . . . Sie hat vorhin ihre Rolle noch mit äußerster Anstrengung zu Ende gespielt, dann ist sie zusammengeklappt. Sie können sich denken, Herr Sanitätsrat, daß ich am liebsten von der Bühne gelaufen wäre und die Vorstellung abgebrochen hätte. Aber man ist ja Komödiant!"

Während der Direktor das sagte, hatte Dobler das Westchen aufgeknöpft und sich mit dem Hörrohr über das Mädchen gebeugt. Nun richtete er sich wieder auf, leuchtete mit der Taschenlampe in das blasse, kleine Gesicht und schüttelte den Kopf. „Gefällt mir nicht, Herr Waldemar!"

„Was ist denn?"

„Ich weiß nicht. Hier ist eine ordentliche Untersuchung ja unmöglich — und dann die Kälte! Ich muß Ihnen vorschlagen, sie in unser Krankenhaus bringen zu lassen. Dort haben wir alles Nötige zur Verfügung, und — ja, wirklich, es ist das beste, glauben Sie mir! Wenn sie noch länger hier liegt, kommt die schönste Lungenentzündung dazu."

Man telephonierte nach dem Krankenwagen. Die Schauspieler standen herum und blickten scheu und mitleidig auf das Mädchen. Der Direktor blieb stumm.

Dann kamen die Sanitäter mit einer Tragbahre; es war überaus trübselig. Als die Bahre aufgehoben wurde, warf der Direktor seinen Mantel über die Schultern und wollte gleich mitgehen; man mußte ihn darauf hinweisen, daß er ja noch die großen Reiterstiefel anhatte . . . Welche lächerliche und erschütternd groteske Lage!

Als Waldemar einige Zeit später in das Krankenhaus kam, sagte ihm die Schwester, er brauche sich nicht zu ängstigen. Die Sache sei keineswegs schlimm: ein allgemeiner Schwächezustand, ohne Zweifel; im übrigen müsse man das Fräulein erst einmal recht gründlich und aufmerksam beobachten.

Er durfte in das Zimmer. Dobler stand mit dem diensthabenden Arzt am Fenster; sie unterhielten sich leise. Marianne lag da, recht welk; sie war noch immer nicht aufgewacht.

„Sie können hier nichts helfen", sagte der Sanitätsrat zu Waldemar. „Es ist ja auch schon Mitternacht vorbei. Kommen Sie! Gehen wir ein Stück zusammen!"

Waldemar folgte ihm zögernd. „Ich wollte mit dem Einuhrzug nach Wertenberg zurückfahren, wie gewöhnlich, aber jetzt bleibe ich selbstverständlich hier und werde morgen früh sofort nachfragen. Glauben Sie, daß es etwas Ernstliches ist?"

„Nein, das glaube ich nicht." Dobler hörte aus dem Tone so viel Angst, daß ihm unvermittelt die Frage kam: „Wollen Sie noch eine Tasse Tee bei mir trinken?"

„Ja — o ja! Wenn es Ihnen nicht allzu lästig ist?" antwortete Waldemar; er klammerte sich förmlich an Dobler.

Daheim fanden sie Isa, fertig angezogen. Sie wußte, daß der Vater, wenn er spät von einem Krankenbesuch zurückkam, gerne noch Tee trank; das Wasser kochte schon. Nun saßen sie zu dritt am Tische.

„Ihre Tochter —", begann Dobler.

„Wer hat Ihnen gesagt, daß Marianne meine Tochter ist?"

„Sie selbst!"

„Ach, so? Ja — hab' ich das? Gesetzlich stimmt es übrigens; denn ich habe sie adoptiert. Ihre Mutter kam vor zehn, elf Jahren zu uns und brachte das Kind mit; sie verunglückte bald darauf . . . Ich wollte Ihnen das nur sagen; die Ärzte fragen stets gerne nach Vererbung und solchen Sachen . . . Mich müssen Sie also dabei aus dem Spiele lassen! Wer Mariannes Vater war, weiß ich nicht. Die Mutter war eine hübsche, aber unbedeutende Person; von der hat sie es bestimmt nicht."

„Was hat sie nicht von ihr?"

„Was? Ja — wenn man das so mit Worten bezeichnen könnte! Das Wunderbare — möchte man sagen . . . Verstehen Sie?"

„Sie meinen, daß sie ein außergewöhnlicher Mensch ist?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Glückspilz.

Skizze von Felix Rohmer.

Draußen wölbte sich dunkel und samten der spärlich, mit wenigen Sternen bestickte Himmel über der sommerlichen, schon schlummernden Erde. Sehr schön war diese Nacht und des Friedens voll, und der Wind, dieser ganz zarte, leise Wind, rührte an die Blätter der Bäume und Sträucher des Parkes; dann flüsterten sie leise miteinander und raunten im Traum.

Oben die Spielsäle waren überflutet, übergleißt von dem Licht tausendkerziger Lampen. Hier drängten sich die Menschen. Hier war die Luft heiß und schwül, erfüllt von zahllosen künstlichen Gerüchen, und trotz der halb geöffneten Fenster spürten die Menschen nicht die laue Luft, die von draußen hereinwehte, nicht den geruhigen Atem des Meeres dort unten.

Alle sprachen mit verhaltener Stimme. Aber weil es gar so viele waren, die hier oben den Kampf mit der Glücksgöttin aufgenomemn hatten, so entstand ein Ton gleich dem Summen in einem voll besetzten, durch rohen Eingriff beunruhigten Bienenstock. Ein gleichmäßiges Summen, in das nur das Klirren und Klappern der farbigen Ships, das scheppernde Geräusch, mit dem die elfenbeinerne Kugel in die rotierende Scheibe fiel, etwas lauter klang. Man hörte die klaren, geübten und geduldigen Stimmen der Croupiers, wenn sie ansagten: „Bitte das Spiel zu machen!“ — „Ist das Spiel gemacht?“ und abschließend, jetzt fast befehlend: „Es geht nichts mehr!“

Frank schlenderte müßig zwischen den grünen, von eifrigen Glücksrittern belagerten Spieltischen einher. Blieb hier einen Augenblick stehen und suchte den Weg der rollenden Kugel zu erraten, hielt dort ein Weilchen inne, um sich an der Geschicklichkeit der Croupiers zu erfreuen, die mit ihrer kleinen Harke die Ships und Geldscheine hin- und herschoben, oder vergnügte sich am Anblick der Spieler, deren Gesichter, bar jeder Maske, allzu deutlich verrieten, was im Innern der Menschen vorging.

„Schade, daß man hier nicht zeichnen darf!“ dachte Frank bedauernd. Aber er tröstete sich gleich wieder mit seinem guten Gedächtnis, das ihm zu Hause bei der Arbeit zu Hilfe kommen würde.

Plötzlich fiel sein Blick auf ein junges Mädchen. Es stand am Mitteltisch, in unmittelbarer Nähe des hochbeinigen Stuhles, auf dem der Spielleiter saß, und verfolgte mit einem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit den Fortgang des Spieles.

„Mein Himmel“ dachte Frank und schob sich langsam näher, „wie kommt dieses wunderbare Wesen hierher?“

Wirklich, das Mädchen mußte auffallen. Zwischen den reich gekleideten, geputzten, geschminkten Frauen mutete die Fremde an wie ein Stück der reinen, unberührten Natur dort draußen, wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Ihre zarten, warm durchbluteten Wangen bedurften nicht der Nachhilfe durch Puder und Schminke, ihre schönen Lippen prangten kirschrot und lockend in natürlicher Frische, und das lichtblaue, billige Sommerfähnchen ließ gerade in seiner schmucklosen Schlichtheit die schlanken Glieder ahnen.

Jetzt stand Frank dicht neben ihr, sah mit Entzücken ihr Profil: Dies kecke, etwas stumpfe Näschen, die gerade, nicht zu hohe Stirn, das trotzige Kinn. Sie trug den Duft der Wiesen und Blumen, den herben Ruch des Meeres, die ganze Wärme eines sonnigen Sommertages noch in ihren Kleidern. Aber sie war auf eine seltsame Art ernst.

Frank, der sie lange musterte, entging nicht ein gewisser Zug von Unentschlossenheit, der ihren Gesichtsausdruck prägte. Ein bißchen gequält sah sie aus, ein bißchen verwirrt, wie ein Kind, das nicht recht weiß: soll ich oder soll ich nicht?

Ihre Hand zuckte immer wieder nach dem Handtäschchen, das halb geöffnet über ihrem linken Arm hing und die Ships bergen mußte, deren man zum Spiel benötigte. Immer, wenn des Croupiers Wort das Summen übertönte „Bitte das Spiel zu machen“, tastete sie nach der Handtasche. Aber sie kam zu keinem Entschluß, und bald tönte das andere Wort „Es geht nichts mehr“, das allen weiteren Überlegungen ein Ende bereitete.

„Beim ersten Mal gewinnt man immer“, sagte Frank, der jetzt dicht neben dem jungen Mädchen stand, mit ruhiger, freundlicher Stimme.

Die Angesprochene blickte sich rasch und etwas unwillig um, aber da sie sein schmales, sonngebräuntes Gesicht erblickte lächelte sie und errötete. „Danke“, flüsterte sie und warf einen Ships auf das erste Dutzend.

„Sieben, rouge, impair, manque!“ meldete der Croupier fünf Sekunden später. Frank entfernte sich rasch, um nicht den Anschein zu erwecken, er warte auf ein Wort des Dankes.

„Komisch“, dachte er, „dieser alte Aberglaube behält doch immer wieder recht.“ Und er ging hinüber in den Lesesaal, wo es kühler war und friedlicher, wo nur wenige Leute in lederbezogenen Sesseln hockten, in den Zeitschriften blätterten oder eifrig rechneten.

Frank wollte lesen, aber er fand nicht die rechte Ruhe. Ihm war, als hinge ein Gewitter in der Luft. Darum stand er nach einer knappen halben Stunde wieder auf, durchstreifte interesselos die Baccaratsöle, warf einen Blick auf den Boule-Tisch und landete endlich wieder beim Roulette.

Sein Blick suchte die Fremde in dem hellblauen Kleid. Er entdeckte sie, als sie gerade im Begriff war, den Saal und das Kasino zu verlassen. Frank, der gewiegte Menschenkenner, erkannte am Gang, an der Haltung der Schultern, daß die Unbekannte traurig und verzweifelt war. An der Kasse ging sie vorbei, ohne auch nur den Kopf zu wenden — offenbar besaß sie nichts, keinen einzigen Ships mehr, den sie einwechseln konnte.

Frank erschrak: „Sie sieht ja aus, als ob . . .“ Und ohne zu Ende zu denken, stürzte er ihr nach.

Im Kurgarten zwischen den dunkel überschatteten Anlagen, verlor Frank sie aus den Augen. Aber sein Gefühl leitete ihn richtig. Er entdeckte sie ein wenig später auf dem Seesteg. Ganz weit draußen, fast an der Spitze stand sie, lehnte am Geländer und blickte hinunter ins Meer, das schwarz und drohend sich ins Grenzenlose dehnte. Ihre Haltung verriet dieselbe Hilflosigkeit und Unentschlossenheit, die Frank schon oben im Spielsaal aufgefallen waren.

Ganz langsam, unhörbar fast schob Frank sich näher. Plötzlich zuckten ihre Schultern; ihr ganzer Körper bebte, geschüttelt von einem lautlosen Schluchzen. Im selben Augenblick legte Frank sanft seinen Arm um dieses junge Schulterpaar. „Nu . . . nu . . . nu . . .“, sagte er besänftigend, als gälte es, ein kleines Kind zu beruhigen und in Schlaf zu summen. Sie erschrak gar nicht. Sie sah sein Gesicht, das jetzt blaß auf der Dunkelheit schwamm, und erkannte es sofort.

Sanft löste er ihre verkrampften Hände von dem Geländer, führte das Mädchen zu einer nahen Bank. „Wenn sie jetzt sagt, ich sei schuld . . .“, überlegte er, während er immer noch eine dieser Hände hielt und sie leise streichelte. Aber sie sagte nichts derartiges; sie weinte still vor sich hin.

Schließlich begann sie zu sprechen. „Es war nicht mein Geld“, klagte sie. Und dann brach alles aus ihr hervor, was ihr Herz bedrückte. Daß sie hier als Gesellschafterin einer sehr reichen Dame sei, daß sie schlecht behandelt werde, daß sie es nicht mehr lange aushalte, aber nicht wisse, wie sie ohne diese Stellung leben solle. Und da hatte sie gehofft . . .

„Ich weiß, ich weiß“, unterbrach Frank, immer noch ihre Hand streichelnd. „War es denn viel?“

„Fast dreihundert Mark“, flüsterte die Fremde, und wieder erschütterte sie ein Schluchzen, an dem sie zu ersticken drohte.

„Nun“ — Frank lächelte — „das werden wir bald in Ordnung haben. Wissen Sie, ein bißchen fühle ich mich ja mitschuldig, weil ich Sie zum Spiel verleitet habe. Und deshalb denke ich, Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich Ihnen die Summe vorstrecke. Nicht schenken, natürlich nicht. Aber Sie können das Geld in kleinen Raten zurückzahlen, die Sie nicht drücken.“

Das Mädchen sah ihn aus großen Kinderaugen ungläubig an: „Das geht doch nicht . . .“

Er lachte: „Sehr gut geht es, das werden Sie sehen.“

So also fing diese Bekanntschaft an. Und erst nach Monaten, als sie bereits über den Tag sprachen, an dem

sie heiraten wollten, brachte das Mädchen zum ersten Mal wieder das Gespräch auf jenen merkwürdigen Zufall, der sie beide zusammengeführt hatte: „Und doch warst du im Unrecht mit deiner Behauptung: Beim ersten Mal gewinnt man immer."

„Aber ich habe doch gewonnen", freute sich Frank, „das Beste, was ich mir hätte wünschen können — dich!"

„Du?" wunderte sich das Mädchen.

„Freilich", sagte er, „auch für mich war es ja das erste Mal, daß ich einen Spielklub betrat Nur: man sah es mir nicht an!"

Schlangenfänger auf Jagd.

Interview mit einem Sachverständigen.

Von R. H. Boenicke.

Völker führen manchmal die seltsamsten Waren aus. Im vergangenen Jahrhundert exportierte man z. B. von Sansibar aus Gifthäute. Sie bestanden aus widerlich riechenden Hautfetzen von Giftschlangen, die dazu da waren, das zu der Zeit noch nicht erfundene Naphtalin zu ersetzen. Wer damals also gründlich konservieren wollte, kaufte sich Giftschlangenhäute. Sie waren allerdings ziemlich teuer.

Auch heute exportiert man Schlangen, und zwar lebende! In Bosnien und in der Herzegowina fängt die ärmere Bevölkerung beispielsweise Giftschlangen, die nach den überseeischen Kolonien ausgeführt werden. Warum? Weil sie erstens das nötige Gegengift enthalten und zweitens seit einiger Zeit auch zur Gewinnung eines Krebsheilmittels benutzt werden. Giftschlangenfang scheint also ein großes Geschäft zu sein.

„Und was für eins!" bestätigte mir der Direktor einer englischen Schlangenhandlung — nebenbei der größten in Europa. Der Mann befindet sich auf einer Rundreise durch die Welt, um die Absatzmärkte genau kennen zu lernen.

„Haben Sie das noch nötig?" frage ich ihn (ziemlich indiskret, wird der Leser denken).

„Ja", antwortete er unbefangen, „ich bin erst seit ganz kurzer Zeit Direktor. Mein Vorgänger stürzte auf einem Flug nach Berlin mit der Maschine über Belgien ab und war sofort tot. Nun muß also ich auf die Weltreise gehen."

Ich betrachte mir den Mann genauer. Irgend etwas kommt mir kurios an ihm vor, aber ich komme nicht dahinter, was es ist Bis er sich während des Plauderns zwei-, dreimal über den Schlips streicht — da schlägt es in mir ein: Er trägt ja eine Krawatte aus Schlangenhaut!

„Gewiß", sagt er, „und nun sehen Sie sich mal meinen Spazierstock hier an! Der Handgriff besteht ebenfalls aus Schlangenhaut."

„Ist so eine Krawatte aus Schlangenhaut nicht besonders auffallend?" frage ich den Direktor.

„Das kommt ganz darauf an, wo man gerade ist", lautet die Antwort, „in den skandinavischen Ländern bin ich ziemlich angestaunt worden, aber in England z. B. denkt sich niemand etwas dabei, seitdem durch den Prinzen von Wales Schlangenschlipse zur Mode geworden sind."

Ich kann mir die Frage nicht verkneifen, was denn unsere Damenwelt zu der neuen Mode sagt.

„Oh, die Damen haben sich daran gewöhnt", sagt der Direktor, „sie tragen die Häute als Besatz an Kleidern, als Gürtel, Schnallenverzierung usw."

„Besitzen Sie eine große Schlangenfarm?"

„Schlangenfarm?" Der Mann zieht ein höchst erstauntes Gesicht. „Was sollen wir damit? Schlangen, die in der Gefangenschaft gezüchtet werden, taugen nichts."

„Weshalb nicht?"

„Weil zuerst einmal die Häute schlechter werden, d. h. also härter, kratziger, spröder, und weil zweitens die männlichen Schlangen überraschend schnell degenerieren und der Nachwuchs ausbleibt."

„Und woher beziehen Sie nun Ihre Schlangen?"

„Wir haben unsere eigenen Schlangenjäger unterwegs, die überall in den Tropen umherfahren und Jagd auf die schönsten und wertvollsten Tiere machen. Unsere Jäger arbeiten in fast sämtlichen Schlangenzonen der Erde, und meist ist ihre Ausbeute sehr groß."

„Welche Tiere sind besonders wertvoll?"

„Die indischen Wasserschlangen — die Karongs — die genau so wie z. B. in Deutschland die Aale gefangen werden. Sie sind übrigens harmlos für den Menschen und ernähren sich nur von Fischen im Wasser. Merkwürdigerweise wird gerade dadurch ihre Haut ganz hervorragend schön, farbenreich und geschmeidig."

„Haben Sie es erlebt, daß die Eingeborenen Ihren Jägern Widerstand entgegensetzten?"

„Nie", lautet die entschiedene Antwort, „denn wir vermeiden alles, was die Eingeborenen irgendwie aufreizen könnte. So haben wir zum Beispiel eine genaue Liste über alle in der Welt vorkommenden heiligen Schlangen, und unsere Jäger haben strengsten Befehl, sich nicht in diese Bezirke zu begeben. Einmal haben wir es allerdings erlebt, daß man uns in Südafrika freiwillig eine geheiligte Giftschlange anbot, weil sie nach Ansicht des Negerstammes krank geworden war und keine „Götterdienste" mehr verrichtete. Man hatte sie wochenlang um Regen angefleht, aber sie erhörte die schwarzen Priester nicht. Da wurde sie kurzerhand außer Dienst gestellt und uns einfach zum Kauf angeboten, und wir schlugen begreiflicherweise sofort zu. Dreihundert Mark hat uns der Spaß gekostet, aber es war auch ein wundervolles Tier, diese Götterschlange . . ."

Der Direktor breitet eine wundervolle, buntschillernde Haut vor mir aus. „Die stammt von einer indischen Schlange", erklärt er, „und von dieser Type gibt es keine zehn Stück mehr in Indien. Ihr Wert ist also, wie Sie sich denken können, ungeheuer."

Das versteht man ohne weiteres, wenn man das wundervolle Stück vor sich sieht.

„Zum Abschied noch eine Frage", wende ich mich an den Schlangenhändler: „Ist es wahr, was oft behauptet wird, daß nämlich den Schlangen die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen wird, so daß die Tiere entsetzliche Qualen erdulden?"

„Das ist nicht der Fall", antwortet der Mann, „die Haut wird lediglich unmittelbar nach der Tötung abgezogen, da das Leder dann am schönsten wird. Lebenden Schlangen ziehen wir niemals die Haut ab . . ."



Bunte Chronik



Als sie die „schlanke Linie" verlor . . .

In Chikago erschien eine untröstliche Frau vor dem Scheidungsrichter und reichte die Scheidungsklage gegen ihren Mann ein. Als Begründung gab sie „geistige Grausamkeit" an. Schluchzend erzählte sie dem Richter, daß eigentlich ihre ständige Gewichtszunahme an der Zerrüttung ihrer Ehe die Schuld trage. Als sie sich verheiratete, war sie schlank wie eine Linie, aber bereits ein Jahr nach der Ehe hatte sie 15 Pfund zugenommen. Ihr Gatte, der gerade die elegante Figur seiner hübschen Frau geliebt hatte, konnte sich nicht enthalten, ironische Bemerkungen zu machen. Die unglückliche Frau gab sich die größte Mühe, wieder schlanker zu werden, es gelang ihr nicht. Im Gegenteil, sie nahm weiter zu und kam auch über das Maß des „Vollschlanken" hinaus. Sie wiegt jetzt 170 Pfund, und ihr Gatte ergeht sich jeden Tag in bissigen und beleidigenden Äußerungen. Da keine Aussicht besteht, daß die bedauernswerte Frau — die sich nebenbei gesagt, auch auf keinen Fall damit einverstanden erklären würde, diät zu leben und auf die täglichen Leckerbissen zu verzichten — die graziöse, „schlanke Linie" wieder erhält, die in der ersten Zeit ihrer Ehe ihren Gatten bezauberte, sah sie keinen anderen Ausweg, als die Scheidungsklage einzureichen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.